

Ich bin doch nicht blöd?

Ausdruck von Lebensgefühl

Manche Werbeslogans hängen sich fest, weil sie mit einem echten Lebensgefühl zusammenhängen. „Ich bin doch nicht blöd!“ ist so einer. Er bezieht sich zunächst aufs Kaufverhalten (Ich gebe nicht mehr aus als notwendig). Aber auch sonst: Ich arbeite nicht mehr als notwendig (Work-Life-Balance), ich strenge mich nicht mehr an als notwendig (kann ja auch mit dem Lift auf den Berg fahren). Dahinter steckt immer eine Rechnung: Was investiere ich und was habe ich davon, was bringt es mir. Das gilt nicht zuletzt für Glaubensfragen: Bringt es etwas zu glauben? Was hat man davon? Und wenn es nichts bringt oder man sogar Nachteile dafür in Kauf nehmen muss, dann kann man es ja auch besser lassen (Kirche gehen, Kirchensteuer zahlen). Immerhin wird in heutigen populärwissenschaftlichen Zeitschriften immer wieder gefragt: Leben Glaubende gesünder? Sterben Glaubende leichter? Sind Glaubende resilienter? Im Prinzip bedeutet das alles auf den Punkt gebracht: Haben wir was von unserem Glauben? Bringt er unterm Strich etwas? Oder sag ich sogar: Ich bin doch nicht blöd! Hilft es mir etwas, gläubig zu sein?

Tomáš Halík: nicht „ungläubig-gläubig“, sondern „suchend – heimisch“

Der tschechische Priester, Soziologe und Schriftsteller Tomáš Halík hält die Unterscheidung in „gläubig und ungläubig“ für weniger gut, er verwendet das Begriffspaar „heimisch und suchend“. Allein dass Menschen die Frage stellen „was bringt es mir?“, spricht ja von einer Sehnsucht, von einer Suche nach Sinn, vielleicht nach Gott. Ungläubig sind im eigentlichen Sinn vielleicht die wenigsten, vielleicht eher Suchende. Gläubige nennt Tomáš Halík dagegen die „Heimischen“, die sich in Gott zuhause fühlen – das birgt allerdings die Gefahr, dass daraus Gewöhnung und dann vielleicht Gleichgültigkeit wird. In der Geschichte Israels gibt es die große Erfahrung des „Vertriebenseins“ aus der Heimat, als Folge der Gottes-Gleichgültigkeit. Erst in der Verbannung kommt ihnen wieder in den Sinn, welche Kraft darin steckt, in Gott zuhause zu sein, wie im Lied GL 438:



1 Wir, an Ba - bels frem-den U - fern, weit ent-
 2 las-sen uns - rer gro-ßen Sehnsucht, un-tern
 3 Die uns hier ge - fan-gen hal - ten, for-dern

1 fernt vom Hei-mat-land, le-gen un - sre In-stru-
 2 Trä - nen frei-en Lauf, und wir hän - gen uns-re
 3 frech von uns ein Lied: „Singt ein Lied von Zi-ons

1 men - te still und trau - rig aus der Hand,
 2 Har - fen in den Wei - den bü - schen auf.
 3 Lie - dern, wenn ihr hin zum Tem - pel zieht!“

4 Doch wir können hier nicht singen, / fern von Zion, ohne Land.
 / Wenn ich, Zion, dein vergäße, / soll verdorren meine Hand.

5 Jesu Kreuz sei meine Hoffnung / gegen jede Tyrannei, / und
 durch seine Auferstehung / ziehn wir aus der Sklaverei.

T: aus Lettland nach Ps 137, Ü: Diethard Zils, M: aus Lettland

Auch Gottesgefolgsleute hadern

Diese Gedanken sind nicht neu. Auch Propheten und Apostel stellten sich irgendwann die Frage, die Petrus ausspricht: „*Siehe, wir haben alles verlassen und sind dir nachgefolgt. Was werden wir dafür bekommen?*“ (Mt 19,27). Zwei Beispiele von enttäuschten, ja verzweifelten Gottesmännern haben wir heute gehört: Jeremia ist grade an diesem Punkt angelangt, weil er eigentlich schon gegen seinen Willen zum Propheten berufen wurde und weil ihm diese Aufgabe nichts als Scherereien bringt. Im Kapitel vor unserer heutigen Lesung (Jer 19) geht es um die Symbolhandlung „Der zerschmetterte Krug am Scherbentor“. Der Bruch der Beziehung zu Gott soll deutlich werden im Zerschlagen eines Kruges (Ankündigung des Exils). Das bringt Jeremia natürlich wieder nur Ärger ein – und da wird es ihm zu viel, er schreit seine Klage heraus. Andererseits ist das Buch Jeremia das Buch mit den meisten Gebeten: Sehnsucht, Hader, Hilfeschrei. Er spürt, dass jemand da ist, er weiß sich bei Gott zuhause. Und Petrus? Auch sein Glaube ist alles andere als felsenfest, eher immer wieder brüchig (vgl. Verleugnung am Feuer!). Im Evangelium möchte er Jesus vorschreiben, was nicht geschehen darf. Das bezeichnet Jesus als „satanisch“, als „teuflich“, das würde alles „durcheinanderbringen“. Auch hier gilt: Es ist gut, auch im „Kreuz“, also wenn es ganz anders kommt, nicht wegzulaufen („ich bin doch nicht blöd“), sondern bei ihm zu bleiben, „hinter ihm herzugehen“. Auch meine Klage braucht ein Gegenüber, wie es im Lied GL 417 deutlich wird.



2 Sprach schon vor Nacht und Tag, / vor meinem Nein und Ja. / Stimme, die alles trägt: / Hab keine Angst, ich bin da.

3 Bringt mir, wo ich auch sei, / Botschaft des Neubeginns, / nimmt mir die Furcht, macht frei, / Stimme, die dein ist: Ich bin's!

4 Wird es dann wieder leer, / teilen die Leere wir. / Seh dich nicht, hör nichts mehr – / und bin nicht bang: Du bist hier.

T: Jürgen Henkys (1929 – 2015) '1978' 1990 nach dem schwedischen „Röst genom sten och järn“ von Anders Frimstenson, M: Trond Kverno 1974

Suchend bleiben, die Heimat im Herzen

Die Lesungstexte treffen vielleicht nicht für jeden grade heute zu, aber solche Phasen kennt vielleicht jeder: „Wie blöd bin ich eigentlich, dass ich mir vom Glauben etwas erwarte?“ Ich erkenne folgende Hilfen:

- Beten heißt auch manchmal schimpfen, klagen, ratlos sein, vielleicht auch schweigen – aber wichtig ist, dass ich mein Gegenüber nicht aus dem Blick verliere – und Gott hält mich aus!
- Wenn beim Gottesdienst vom neuen und ewigen Bund die Rede ist, knüpft das an Jeremia an (Jer 31,27): Herz aus Fleisch → Heimat in Gott im Herzen, auch wenn ich grade auf der Suche nach Gott bin. Augustinus: „Unruhig ist unser Herz, bis es ruht in dir!“